Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 62=82 (1916)

Heft: 36

Artikel: Etwas von der Sanität im Kriege (Schluss)

Autor: M.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-32780>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

zur Wirklichkeit geworden, wie sie beispielsweise 1812 bei Napoleons russischem Feldzug zur Geltung gekommen ist. Aber man ist dieser Forderung doch entschieden näher gerückt. Ueber die Zweckmäßigkeit wird die Zukunft entscheiden.

CI. Die italienische Offensive am Isonzo.

Die italienische Heeresleitung hat mit ihrem erneuten Angriff des Görzer Brückenkopfes ihre bisherige offensive Tätigkeit aus dem Raum zwischen der Brenta und der Etsch an den unteren Isonzo verlegt. Das erlaubt vor allem den Schluß, daß man sich im bisherigen Operationsraum zwischen den genannten Flüssen wieder Stellungen hat schaffen können, in denen einer allfällig wiedererwachenden österreichischen Offensive solange gewehrt werden kann, bis man Verstärkungen zur Stelle hat. Der gleiche Umstand hat es dann möglich gemacht, Truppen von Westen nach Osten zu verschieben, und auf diese Weise die 3. Armee des Herzogs von Aosta so zu verstärken, daß der Angriff des Karstplateaus von Doberdo sowie der noch auf der westlichen Isonzoseite liegenden österreichischen Brückenkopfstellungen von Görz mit Erfolgsaussichten eingeleitet werden konnte. Was bisher nie glücken wollte, ist dann geglückt. Man hat nicht nur auf dem Doberdoplateau zwischen San Martino und Monfalcone erhebliche Fortschritte gemacht, sondern der hier kommandierende österreichisch-ungarische Führer, Boroewic, hat sich auch veranlaßt gesehen, den bisher so lange gehaltenen Görzer Brückenkopf, sowie auch die Stadt Görz selbst zu räumen. Man hat also auch hier das vorgenommen, was der gegenwärtige Stil der amtlichen Heeresberichte eine Frontverkürzung oder Umgruppierung zu nennen beliebt. Auf diese Weise ist im Isonzoabschnitt ein neuer Frontverlauf entstanden, bei dem sich die italienischen Stellungen von Salcano über die Wippach nach San Martino hinziehen. Daß dabei Görz eine zeitlang zwischen zwei Feuer zu liegen gekommen ist, ist für die Stadt und die noch in ihr verbliebenen Bewohner bedauerlich, doch tut man gut, solche Geschehnisse ohne alle Sentimentalität zu betrachten. Die heutige Kriegführung schafft sich eben ihre befestigten Stellungen nach dem jeweiligen Bedürfnis, der operativen Lage und der taktischen Eignung des betreffenden Geländes. So kann es vorkommen, daß Ortschaften und Städte in den Befestigungsrayon einbezogen werden, die sonst für sich das Privileg einer „offenen Stadt“ hätten beanspruchen dürfen, was nach bisheriger völkerrechtlicher Anschauung vor einer Beschießung geschützt hat. Dieses Vorrecht muß ohne weiteres dahinfallen und ist auch in früheren Zeiten schon dahingefallen, sobald die betreffende Oertlichkeit zu einem integrierenden Bestandteil einer befestigten Zone wird. Auch die österreichisch-ungarische Artillerie wird sich nicht scheuen, Görz mit ihren Geschossen zu bestreuen, gleich wie es vorher die italienischen Geschütze getan haben.

Der Erfolg, den die italienische Heeresleitung und besonders die Armee des Herzogs von Aosta mit dem Gewinn des Görzer Brückenkopfes, der Besetzung der Stadt und einem weiteren Vordringen im Wippachtale in östlicher Richtung erreicht haben, ist an sich gewiß kein kleiner, wenn man auch von verschiedenen Seiten bemüht ist, ihn als etwas zu behandeln, das man eigentlich schon längst hätte

haben können. Er ist allerdings bis heute mehr von der moralischen als von der materiellen Seite zu bewerten. Aber gerade diese ist für das italienische Heer und die Stimmung in Italien überhaupt nicht gering einzuschätzen. Auf der andern Seite ist es doch etwas symptomatisches, daß man Stellungen aufgibt, die man trotz heftigen Angriffen über ein Jahr lang geglaubt hat halten zu müssen. Man wird daher nicht weit neben das Ziel schießen, wenn man die Räumung des Görzer Brückenkopfes nicht allein mit der italienischen Offensive in ursächlichen Zusammenhang bringt, sondern in ihr auch eine Rückwirkung der Verhältnisse an der russischen Front erblickt, eine Rückwirkung, die es rätlich macht durch Frontverkürzungen Heereskräfte für nicht vorherzusehende Fälle aufzusparen und bereit zu stellen.

Ein andere Frage, die sich aufdrängt, ist die nach den Zielen der italienischen Heerführung, nach dem man sich zu Herren der Brückenkopfstellung von Görz gemacht hat. Dabei tritt in erster Linie die Besitznahme von Triest in den Gesichtskreis, denn Triest ist neben Görz und Trient die dritte Stadt der irridentistischen Postulate. Nun ist ein beschlagnahmtes Triest für Italien gewiß ein höchst wertvolles Faustpfand für künftige Friedensunterhandlungen. Auch für die Beherrschung der Adria kommt es in einem gewissen Sinne in Betracht. Die operativ großzügigen Gesichtspunkte weisen aber auf den Weg nach Wien, denn dieser führt auch nach Triest. Für den Weg nach Wien ist aber der Besitz der Hochfläche von Bate und der Zugänge von Tolmein eine kaum zu umgehende Voraussetzung. Es wird daher an der Armee Frugoni sein, sich in diesen Besitz zu bringen. Die Aufgabe ist zweifellos etwas erleichtert, seit dem mit der Besetzung des Görzer Brückenkopfes durch die Armee Aosta die linke Flügelanlehnung der österreichischen Batestellung gefallen ist.

Etwas von der Sanität im Kriege.

(Schluß.)

Gut eingerichtete Spitäler sind natürlich das Ideal jeder wirksamen Sanitätshilfe, allein gar zu oft bleibt das Ideal im Kriege frommer Wunsch. Dann heißt es improvisieren, mit dem einfachsten auskommen, mit nichts. Auch in solchen Fällen weiß die Sanitätstruppe sich zu helfen, Wunder zu wirken. Geben wir einem Fachmanne das Wort, dem Sozialhygieniker und Lehrer für praktische Medizin Prof. Dr. Rudolf Lennhoff, der zu der mehrfach erwähnten Sammlung „Aus den Tagen des großen Krieges“ ein hübsches Bändchen beigeuert hat: „Mit dem Feldlazarett. Kriegserinnerungen eines Arztes“. Er schreibt darin (S. 128 ff.) über die Einrichtung seines Lazarettts in einer der schlimmsten Ecken Polens: Ideal waren die Räume nicht, in denen es sich einzurichten hatte. Als Mittelpunkt diente ein altes kleines Verwalterhaus, dessen eine Hälfte bisher von Infanteristen belegt gewesen war, die andere hatte als Truppenverbandplatz gedient. In dem Hause war nur ein größeres Zimmer; das mußte gleichzeitig als Aufnahme- und Geschäftsraum, Apotheke und Lebensmittelmagazin dienen. Anstoßend daran das Verband- und Operationszimmer. Hinter dem Eingang war eine kleine Küche, links davon kamen zwei Stuben für Schwerverwundete, zwei andere kleine Stuben

dienten den neun Aerzten, dem Apotheker und den Beamten als Schlaf- und Speiseräume. Für die größere Masse der Verwundeten mußte ein Bataillon den schönsten Speicher räumen. Schleunig wurden die Strohsäcke gefüllt und 150 von ihnen belegt. Im Dachgeschoß wurden die Mannschaften des Lazarets untergebracht. Von dem Hauptgebäude zu diesem Speicher mußte man über hundert Meter durch Lehm waten. Als Körte (Professor, hier Oberarzt) am nächsten Tage das Lazarett besuchte, war er entsetzt. Das war das primitivste und trübseligste, was er bisher im Kriege an Verwundetenunterkunft gesehen.

Aber je größer die Schwierigkeiten, umso größer auch der Drang, aus dem Schlechten etwas möglichst Gutes zu machen, und nirgends lernt man so wie im Kriege, daß Schwierigkeiten dazu da sind, um überwunden zu werden. Zudem habe ich in diesem Kriege, ganz besonders an diesem Lazarett, sehr viel zu meinen Anschauungen über Krankenhauswesen hinzulernt, in erster Linie das eine, daß Aerzte sowohl wie Kranke in unserer langen glücklichen Friedenszeit in ihren Ansprüchen an ein Krankenhaus reichlich weit gegangen waren und daß man auch unter sehr wesentlich einfacheren Verhältnissen Befriedigendes leisten kann . . .

In den Sälen einer Zuckerfabrik wurde ein Spital für Infektionskranke eingerichtet und die Dampfkesselanlage der Fabrik zu Desinfektionszwecken ausgenützt. Man ging aber noch weiter und machte den Dampf auch der Truppenhygiene dienstbar. Die großen Bottiche der stillliegenden Fabrik gaben vorzügliche Badewannen, die mit Dampf erhitzt wurden. Kompagnieweise wurden die Soldaten hiergeführt, und während sie sich im warmen Bade gründlich abseiften, kamen ihre Kleider in Heizkästen, allwo Läuse und deren Eier abgetötet und vernichtet wurden. Die Anstalt hat sich monatelang als eine wahre Wohltat erwiesen, bis sie den feindlichen Granaten zum Opfer fiel.

Und in welchem herrlichen Verhältnis tritt der Sanitätssoldat, der Arzt zum Kranken, die Schwester zum Verwundeten! Lennhoff schreibt an einer anderen Stelle (S. 29 ff.) — er wurde vom Feldlazarett für einige Zeit zur Division abkommandiert:

Vorher gab es herzlichen Abschied von den Verwundeten. Ihre Versorgung und der Verkehr mit ihnen war eine ununterbrochene Folge reiner Freuden gewesen. Kaum einer, der ob seines Schicksals gemurrt hätte, es sei denn darüber, daß es ihm nicht beschieden war, noch länger an der Front zu kämpfen. Nur ein einziges Mal hörten wir im Verbandzimmer beim Berühren der Wunden einen Aufschrei des Schmerzes, und hier war er nur zu berechtigt. Mit demselben Mut, mit dem sie sich dem Feinde gestellt und die Wunden empfangen, stellten sie sich dem Messer des Chirurgen. Erfreulicherweise kommt dieses nicht gar zu oft zur Anwendung, zum mindesten nicht im Feldlazarett . . .

Und nun erzählt uns Lennhoff interessantes über Wunden, Wundbehandlung und Einwirkung auf erkrankte Organe, sowie über die Patienten. Die Zeiten, meint er, da man mit langarmigen Zangen in die Wundkanäle hineinfuhr um die Kugel herauszuholen oder da man es eilig hatte, Arme und Beine zu amputieren, sind für uns vorbei. Die Kunst, die der Kriegschirurg

heute an erster Stelle übt, ist die Kunst des Verbandes. Eines Verbandes, der die reizlose Heilung begünstigt und zugleich die zerschossenen Glieder so fest umklammert, daß die Knochenenden sich nicht an einander verschieben, nicht an einander reiben, die Heilung sich schmerzlos vollzieht und nach ihr die Glieder gebrauchsfähig bleiben. Hat sich bei genügend langem Abwarten gezeigt, daß keine Infektion den Wundverlauf beeinträchtigt, daß aber ein operativer Eingriff die Gebrauchsfähigkeit des Gliedes erhöhen kann, dann ist zu diesem immer noch Zeit. Er kann nun aber mit größerer Ruhe und viel sicherer vorgenommen werden, seine Dauer beeinträchtigt nicht die schnelle Versorgung der anderen Verwundeten. Selbst bei Brust- und Bauchschüssen hat sich das Zuwarten als das bessere erwiesen. Waren auch in einzelnen Fällen nachträgliche Operationen notwendig, die durchweg erfolgreich waren, im ganzen überraschte es uns, ein wie großer Teil der an Brust und Bauch Verletzten durchkam. Vor einigen Tagen sahen wir sogar einen Vizefeldwebel, dem fünf Wochen vorher eine Kugel den Bauch von vorne nach hinten durchquert hatte und der jetzt seinen Truppenteil aufsuchte, um sich aufs neue dem Feinde zu stellen.

Möglichst schnell wieder an den Feind heran, das ist das Streben der Meisten. Niemals sahen wir im Lazarett freudigere Gesichter, als wenn der die Station leitende Arzt bei dem regelmäßigen Rundgang dem Assistenzarzt diktiert: Morgen zur Truppe zu entlassen. Manchem ist diese Freude überraschend schnell beschieden, wenn auch die Zahl und die Durchblutung der Verbände den Fall bei der Einlieferung als sehr schwer erscheinen ließ.

Da wird einer gebracht mit dicken blutigen Verbänden um Kopf, Hand, Brust und Bauch, alles, wie er sagt, auf Grund eines einzigen Gewehrschusses. Der Mann hatte flach im Anschlag gelegen, als ihn die Kugel traf. Sie hatte zunächst das Nagelglied des rechten Daumens durchschlagen, dann den oberen Rand des rechten Ohres, hatte die Ohrmuschel hinter dem Ohrfläppchen durchbohrt, war unterhalb des Schlüsselbeins in die Brustmuskulatur gedrungen, in Höhe der Brustwarze wieder heraus, der Rippenbogen war leicht gestreift, zuletzt war noch in die Haut des Bauches eine drei Zentimeter lange Rinne gerissen. Im ganzen also zehn Wunden und alle harmlos. Ist das nach der Art der Wunden wohl zu begreifen, so erscheint die Harmlosigkeit anderer Schüsse wie ein Wunder. Aus einem der heißen Kämpfe bei Termonde wurde auf einem Bauernkarren ein Vizewachtmeister gebracht. Fünfmal schon hatte er gefährliche Patrouillenritte trotz heftiger Beschießung glücklich überstanden, und das Eiserne Kreuz schmückte seine Brust. Dieses Mal hatte ihn die Kugel getroffen. Doch im Drange, seinen Befehl auszuführen, war er weitergeritten, bis ein zweiter Schuß sein Pferd zu Boden streckte. Die Kameraden mußten weiter. Fast eine Stunde hatte er gebraucht, bis er unter dem toten Gaul hervorzukriechen vermochte. Mühsam hatte er sich in fremder Gegend ganz allein einige Kilometer weiter geschleppt. Da begegneten ihm zwei Bäuerinnen mit einem Hundekarren. Auf diesem fuhr er zwei Stunden, bis er auf eine Kolonne traf, deren Arzt ihm den ersten Verband machte. Nun konnte auch der Pferdekarren beschafft werden, auf dem er zu uns kam. Der Schuß

war fast gradlinig durch beide Oberschenkel gegangen unter Schonung von Knochen, wichtigen Blutgefäßen und Nerven. Der Vizewachtmeister kam in den selben Saal, in dem ein Vizefeldwebel lag, im bürgerlichen Leben Rechtsanwalt beim Kammergericht. Diesem hatte eine Kugel dicht unter dem Genick von rechts nach links den Nacken durchschlagen und nur das äußerste Ende einer Wirbelzacke eingeknickt. Der Druck des inneren Blutergusses bewirkte Nervenschmerzen in den Händen, die aber von Tag zu Tag abnahmen. Bei einem anderen war die Kugel schräg von oben unter dem Ohrläppchen in den Hals gedrungen und auf der anderen Seite neben dem Kehlkopf herausgetreten, ohne irgend welchen Schaden anzurichten.

Nicht jede Verletzung freilich war so glücklich abgelaufen, indessen hatten wir die Freude, von dem Tage der Errichtung des Feldlazarettes bis zur Uebergabe an das Kriegslazarett keinen Todesfall beklagen zu müssen. Auf gutem Wege zur Besserung befanden sich auch die beiden, die während des Gefechts im Schützengraben an Blinddarmentzündung erkrankt waren und, alsbald ins Lazarett gebracht, rechtzeitig hatten operiert werden können, und einer mit Leberschuß, bei dem vier Wochen nach der Verwundung eine Bauchoperation die Folgeerscheinungen beseitigt hatte. Verhältnismäßig gut ging es auch drei belgischen Soldaten. Mannschaften der Sanitätskompagnie hatten sie eines Morgens im Buschwerke am Feldrande liegend gefunden. Dreimal hatten sie im Laufe des Tages versucht, sie herauszuholen, jedesmal hatte feindliches Feuer sie zurückgetrieben, und erst die abendliche Dunkelheit ermöglichte die Bergung. Alle drei waren schwerverwundet, zwei hatten fünf, der andere hatte acht Tage draußen gelegen; nachdem ihre wenigen Vorräte verbraucht gewesen, hatten sie von Runkelrüben gelebt.

Die große Mehrzahl unserer deutschen Verwundeten bestand — und damit schließt unser Gewährsmann das Kapitel — aus Reservisten und Landwehrmännern. Prächtige Menschen, einer wie der andere. Es war eine Freude, beim Rundgang durch die Säle mit ihnen zu plaudern. Wenn sie von den Märschen, ihren Patrouillengängen und Kämpfen erzählten, dann merkte keiner, daß man es mit Leuten zu tun hatte, deren aktive Dienstzeit lange zurück lag und die erst vor wenig Wochen die Werkstatt, den Laden, ihr Bauerngut oder den Kontorsessel und das Schulkatheter verlassen hatten. Einen Unterschied der Stände oder der Auffassung der Pflichten gibt es nicht. Man ist Soldat und folgt dem Befehl, wie immer dieser auch lautet. Doch der deutsche Soldat *folgt* nicht nur dem Befehl, er *vollbringt* ihn. Deutlich konnten wir das an unseren Lazarettmannschaften beobachten. Der eine ist Landwirt, der andere Schlächter, dieser Tischler, jener Schneider. Vor Jahren haben sie im Lazarett ihre Übungen gemacht unter den gleichmäßigen Verhältnissen des Friedensbetriebes. Jetzt treten an sie erhöhte Anforderungen heran unter weit schwierigeren Arbeitsbedingungen. Die Arbeit der ersten Tage läßt dies und jenes zu wünschen übrig, aber dann klappt es. Wer jemals in einem Operationssaal tätig gewesen, dem ist die schwierige und verantwortungsvolle Arbeit des Instrumentenwärters geläufig. Dieser muß jedes einzelne Instrument kennen, sofort zu finden wissen, muß für die angesagte Operation die nötigen,

auch die allenfalls unnötigen Instrumente herauslegen, sie sterilisieren und muß bei der Operation auf den Wink des Operateurs das jeweils zutreffende Instrument, die eingefädelt Nadel besonderer Art handgerecht und geräuschlos zurichten. Von unseren Mannschaften hatte niemals einer gleiches getan, aber die beiden Zahntechniker, die schon auf den Märschen hiezu angelernt worden waren, fanden sich so schnell in ihre neuen Aufgaben, daß selbst die schon erwähnten Bauchoperationen nur wenig länger dauerten als im normalen chirurgischen Betriebe . . .

Besonders sympathisch berührt den Frontsoldaten die in allen Berichten je und je betonte Tatsache, daß der verwundete Feind genau gleich wie der Verletzte der eigenen Armee behandelt wird. Es ist zwar selbstverständlich, daß kein Unterschied gemacht werden soll, denn das Ehrenzeichen der Kriegssanität ist ja das internationale rote Kreuz, das Symbol der allumfassenden Liebe, die Schöpfung Henri Dunants. Und doch scheint dem nicht überall so zu sein, nicht überall scheint der wehrlose Wunde Feind als Bruder betrachtet und entsprechend behandelt zu werden. Es berührt einen furchtbar unangenehm, in dem 3. Heft des bei Gebrüder Attinger in Neuenburg erschienenen, hier besprochenen Werkes von Noëlle Roger „Aus französischen Lazaretten. Das Tagebuch einer Krankenpflegerin“ (Deutsch von Friedrich Maibach) unter „Skizzen aus dem Militärlazarett“ (S. 125) lesen zu müssen: Im zweiten Stock liegen die von ansteckenden Krankheiten befallenen Soldaten. Und ganz oben, hermetisch abgeschlossen, während zwei Schildwachen mit aufgeflepptem Bajonett vor der Türe stehen, befinden sich die deutschen Verwundeten. Um sie zu besuchen, braucht es eine besondere Bewilligung, die mir gerne erteilt wurde . . . Also noch isolierter als die mit Infektionskrankheiten Behafteten, hermetisch abgeschlossen, im obersten Stockwerke liegen die armen verwundeten Gefangenen, und um zu ihnen zu gelangen, braucht sogar die Krankenschwester eine besondere Bewilligung! Das ist wirklich bitter. Und wie fiel nun der Besuch aus? Wir traten ein, schreibt Noëlle Roger weiter, eine Pflegerin und ich. Ein eigentümliches Gefühl bewegte mein Herz. Ich sollte die „Feinde“ unserer kleinen (!!) Soldaten sehen. Ich empfand ein sonderbares, schreckliches und halb widerwilliges Gefühl . . . Ein schlimmes Geständnis für eine barmherzige Schwester, wenigstens nach meinem Empfinden. Zu unserer Freude und Genugtuung fährt sie dann allerdings fort: Aber dieses Gefühl verflüchtigt sich sofort in dem großen Saale. Sie auch kommen uns wie Kinder vor, diese großen, blonden und bleichen Burschen, die so brav daliegen, so schwach und so leidend, diese bärtigen Riesen, deren blaue Augen strahlen und lachen, wenn wir versuchen, in ihrer Sprache mit ihnen zu reden. Wie bemühen sie sich, uns zu verstehen, obschon sie anfänglich etwas überrascht sind, und wie lachen sie wie kleine Kinder, wenn sie uns endlich verstanden haben! Dann versuchen sie ihrerseits einige französische Worte. Sie sagen uns, woher sie kommen, aus Bayern, aus dem Sachsenlande . . . Sie sprechen von ihrer Familie. Der eine hat drei Brüder unter den Waffen und vier Schwestern zu Hause. Plötzlich geht ein fröhliches Lächeln über sein Gesicht. O, wenn einmal der Krieg vorbei sein wird . . .

Also, nachdem das bittere Gefühl des Hasses — warum sie haßt, wissen wir allerdings nicht — überwunden ist, siegt also auch in unserer Krankenpflegerin die edle Menschlichkeit über die niederen Empfindungen, nach dem Goethewort: Edel sei der Mensch, hilfreich und gut, das im höchsten Maße für die Leute der Sanität gilt. Nur ein wirklich guter Mensch, ein braver Mann kann ein guter Sanitätssoldat, ein treuer Helfer in Not und Pein sein. Das geht aus all' dem angeführten klar und deutlich hervor, und wir freuen uns, feststellen zu können, daß noch heute die Forderung zu Rechte besteht, die der allverehrte, leider zu früh abberufene Oberfeldarzt Oberst Alfred Mürset im „Lehrbuch für die Sanitätsmannschaft der schweizerischen Armee“ in die Worte gegossen hat: Der Sanitätssoldat sei ein guter Christ, aber mit der Tat und nicht mit Worten. M.

Bücherbesprechungen.

Aus französischen Lazaretten. Das Tagebuch einer Krankenpflegerin von Noëlle Roger. Deutsch von Fried. Maibach I. und II. Heft: *Verwundete Soldaten*, III. Heft *Skizzen aus dem Militärlazarett*. IV. Heft *Heldentypen* (2 weitere Hefte sollen noch folgen). Neuchâtel (Schweiz) Verlag von Gebr. Attinger. Jedes Heft 75 Cts.

Der Uebersetzer hat dem Werk das Goethewort vorgeangestellt:

Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit!

und damit eigentlich alles gesagt, was dieses verdienstliche Unternehmendes Neuenburger Verlags auszeichnet. Aus allem, was da in lebhaften Farben geschildert wird, leuchtet immer wieder die Tatsache heraus, daß das moderne Rote Kreuz zum mindesten das gleiche Verdienst um Heer und Armee hat wie die vervollkommnete Kriegstechnik. Das reine Menschentum kommt in ihm und seinen Jüngern in geradezu erhebender Weise zum Ausdruck „und erfüllt uns mit der freudigen Zuversicht, daß all diese Opfer nicht umsonst waren und daß Nächstenliebe, Selbstverleugnung und die zarten Bande an Familie und Heimat stärker als Krieg und Grauen sind.“ So blicken wir denn getrost in die Zukunft, mit der sicheren Zuversicht, „daß Liebe und Mitleid doch einmal den endgültigen Sieg über den Willen zur Zerstörung davontragen werden.“

Als ich die ersten paar Seiten dieses aufsehenerregenden Werkes gelesen hatte, vermutete ich gleich, daß das durch und durch französischen Geist atmende, überhaupt durch und durch französische und gerade deshalb ungemein interessante Unternehmen durch jede Uebersetzung (und wäre sie noch so vollkommen) verlieren müsse und verschaffte mir daher das französische Original: die Vermutung wurde zur Gewißheit, und ich bin nun fest entschlossen, in Zukunft solche literarische Produkte nur noch in der Ursprache zu lesen.

Wer, ohne daran zu denken, daß er eine Uebersetzung aus dem Französischen in Händen hat, die ersten Sätze liest, muß stutzig werden: „Keine Träne quoll aus meinen Augen; auch fühlte ich kaum eine Ueberschuldung, als ich die Nachricht von ihrem Tode erhielt . . .“ Das ist alles durchaus richtig, ja vorzüglich übersetzt, aber es ist eben übersetzt und nicht deutsch, nicht deutsch empfunden, und das stört. Deshalb sollte ein derartig urfranzösisches Buch ganz frei übertragen werden, sonst kann es vorkommen, daß gewisse Wendungen geradezu komisch wirken. „Nos petits soldats, mon petit, mon vieux, il s'étouffe“, sind sehr wirksame französische Ausdrücke, ihre Uebersetzung als „unsere kleinen Soldaten, mein Kleiner, mein Alter, er erstickte (wenn er nämlich noch lebt)“ ist im Deutschen unmöglich. „Tränen rannten über die Wangen“ (S. 32) ist wohl Druckfehler, ebenso „in mir Heimweh eingefloßt“ (S. 42), ferner „seine Wunde losgelöst“ (S. 47), „Arm absehmen“ (S. 88), „ihrer erhöhten Gebete“ (S. 94), „dieses Wort erhält all seine Liebe“ (S. 164), „wenn ich

diese Zeichen anblicke“ (S. 184), u. s. w. Dagegen ist unbedingt fehlerhaft: „den hat er nicht zurückgesehen“ (S. 73), „ . . . und so ließ man mich denn so . . . Es waren so viele Verwundete . . .“ (S. 75), „kann sich keine Ahnung davon machen“ (S. 78), „das Entsetzen, das durch das Pfeifen der Kugeln hervorgerufen wird, wenn sich das zitternde Fleisch empört . . .“ (S. 79), „Gedanken“ die „unter dieser Stirne vorgehen“ (S. 84). Auch „ich habe die Ehre, dich zu informieren . . .“ (S. 163) ist nicht deutsch und für Képi haben wir das gut deutsche Wort: Mütze, oder freier: Kopfbedeckung.

Alle diese Aussetzungen, die noch vermehrt werden könnten, wenn der Raum es gestattete, sollen keineswegs einen Tadel an Prof. Maibach bedeuten, sondern nur beweisen, wie schwer es ist, eine Uebersetzung zu schaffen, die nicht nur den Sinn getreu wiedergibt, sondern die den Leser überhaupt in jeder Hinsicht befriedigt. Wer sich über diese Mängel hinwegsetzen vermag, wird das Noëlle Rogersche Buch gleich wie ein Andachtsbuch behandeln. H. M.

Das Volk in Waffen. 2. Band. *Die deutsche Kriegsflotte.*

Mit rund 140 photographischen Aufnahmen. Zusammengestellt und herausgegeben von Konteradmiral *Eduard Holzhauer*. Der Gelbe Verlag Mundt und Blumtritt in Dachau bei München. Preis Fr. 3.—.

Wie die deutsche Flotte entstand, was sie heute ist, ihre Organisation, Strategie und Taktik, ihre Zusammenarbeit mit Flugzeugen, die Ausführung von Landungsmanövern, kurz alles, was den Landsoldaten interessieren kann, findet sich hier von fachmännischer Feder geschildert — Holzhauer kämpft zur Stunde mit — durch prachtvolle Originalaufnahmen auf Kunstdruckpapier illustriert vor: Bild und Text bilden zusammen ein schönes, abgerundetes Ganzes. Wir müssen offen bekennen, daß wir noch nie etwas gleich wertvolles, für so wenig Geld geboten, in solch gediegenem Gewande angetroffen haben und möchten deshalb allen Kameraden den Rat geben, sich das Buch, das ja bleibende Bedeutung hat, anzuschaffen. H. M.

Die Rumänische Armee. Mit Textskizzen und Abbildungen. Wien 1913. Josef Roller & Co. Kommissionsverlag L. W. Seidel & Sohn. Geb. Fr. 3.20.

Laut Vorwort dient das vorliegende Handbuch zur allgemeinen Orientierung über die Wehrmacht des Königreichs Rumänien. „Das Hauptgewicht ist im Handbuche auf die Schilderung der Streitkräfte im Kriege — der Armee im Felde — gelegt.“

Nach kurzer Darstellung der historischen Entwicklung des Landes und des Heeres und der charakteristischen Eigenschaften des letzteren, nämlich: Wirtschaftliche und politische Machtfaktoren, historische Entwicklung der Armee, Offizierskorps und Mannschaft und Heeresleitung, folgen I. Allgemeine Gliederung der Armee, Wehrpflicht, Ergänzung und Territorialeinteilung, II. Kriegstransformationen, III. Mobilisierung und Aufmarsch, IV. Fortifikatorische Daten, V. Gefecht der Hauptwaffen und Felddienste, VI. Marine. Im Anhang finden sich noch, wie auch schon im Text zerstreut, photographische Aufnahmen von Offizieren und Mannschaften in neuer und Paradeuniform, aber besonders Landschaften u. Brücken, z. B. Donaubrücke bei Cernavoda, Dobrudza, Bucht von Constanta, Busteni mit Bucec, Alt-Tal südlich des Rotenturm-Passes, Campina a. d. Pravoja (Petroleum-Bohrtürme), Gegend bei Campulung mit Kloster Numaesti, Straßenbrücke bei Rucar (an Straße Campulung-Töresvár), Bad Calimanesti; also meist interessante Partien gegen Siebenbürgen zu. J. B.

Die herrliche Sammlung „**Aus den Tagen des großen Krieges**“ des Verlags von Velhagen und Klasing in Bielefeld und Leipzig bringt immer wieder neue schöne Bücher hervor, die auch nach dem Kriege ihren Wert voll und ganz beibehalten dürften. Da ist zunächst das bedeutsame „*Aus meinem Kriegsbilderbuch*“ des Kriegsfreiwilligen *Hans Weber* zu nennen, eines feldgrauen Philosophen voll Gemüt und Empfindung, der flüssig und ansprechend zu schreiben versteht. Dann folgt ein gar liebes und durchaus persönlich gehaltenes Buch, das namentlich den Kameraden empfohlen sei, die hinter dem Soldaten den Menschen, hier den Jüng-